

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 8. Juli 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 45.

Sonnenstrahlen.

Kinderaugen, klar und hell,
Gleichen warmen Sonnenstrahlen,
Die das Grau des Alltags schnell
Wie mit goldnem Glanz ummalen.

Kinderlippen, hold und rein,
Sind wie Blüten zarter Rosen,
Können trösten wunderbar,
Sinnig plaudern, lieblich kosen.

Kinderhände, schwach und klein,
Wissen fest das Glück zu halten,
Streicheln sanft dem Mütterlein
Aus der Stirn die Sorgenfalten.

Kinderherzen, warm und weich,
Machen leicht das Schwerste Leben.
Und dein Haus wird freudereich,
Wenn ein Kindlein dir gegeben.

Clara Frischke.

Für die Kinder.

Skizze von Jonatan Reuter.
Aus dem Schwedischen von M.
Ljungström.

Der Fischer Sten und sein Weib Anna hatten mit ganz leeren Händen angefangen. Er war knecht auf einem Bauernhofe und sie Dienstmädchen auf dem Nachbarhofe gewesen. Sie hatten sich ab und zu getroffen, miteinander geschert, sich bisweilen in die Augen geschaut und gegenseitig großen Gefallen aneinander gefunden. Und als sie sich eines Tages zufällig im Hofgebüsch an einer schattigen Stelle trafen, wo die sperrigen Zweige wenig Raum ließen und sie näher als sonst zueinanderführten, hatten sie sich dies auch eingehandelt. Darauf waren sie an Sonntag Nachmittag zusammen hinausgewandert, und als sie eine bewaldete Landspitze mit einer guten Hofenbucht gefunden hatten, wo es ihnen nach ihrer Meinung ihr ganzes Leben lang gefallen würde, da bestellten sie das Aufgebot und begannen die Hütte zu bauen, und er sie jetzt wohnten und die noch nicht ganz schuldenfrei war. Dort hatten sie auch Gunnar und Helga heranwachsen sehen, ihre beiden sehnährigen, braungebrannten, blauäugigen und flachhaarigen Kinder.

Am einem Herbstabend, als das Feuer im Herde noch lustig brannte, und die Kleinen, die den ganzen Tag draußen zwischen dem Steingeröll des flachen Bergvorsprungs gespielt hatten, zu Bett gebracht und sanft eingeschlummert waren, sagte Fischer Sten, der auf einer niedrigen Bank am Herde saß: „Wie soll es im Herbst mit den Kindern werden?“

Mutter Anna trönte die eben gespülten Keller. Sie verstand sofort, daß es sich darum handelte, ob die Kinder zur Schule gehen sollten oder nicht, denn sie hatte selbst schon längst im Stillen darüber nachgedacht, wie es damit werden sollte. Sten und Anna hatten häufig dieselben Gedanken.

„Haben wir auch Geld dazu?“ sagte Anna.

Dann schwiegen Beide längere Zeit. Draußen sank die Dämmerung leise herab, und der Abendhimmel, der über dem Walde jenseits der Bucht goldig leuchtete, verblaute allmählich. Sten und Anna wußten wohl, daß der Schulgang eine Geldfrage war. Sie hätten die Kinder gern zur Schule geschickt. Der Konfirmationsunterricht beim Pastor wäre ihnen dann leichter geworden, und es war immer von Vortheil, schreiben zu können. Man konnte ja nicht wissen, wo die Kinder einst in der Welt bleiben würden. Wenn Gunnar später zur See ginge, könnte die Mutter durch Briefe stets etwas von ihm hören, und Helga könnte ihm antworten und ihn dadurch wissen lassen, wie es daheim stand. Sten und Anna waren sich ganz einig in diesem Punkt, davon war nicht die Rede, aber die Kinder mußten dann drüben im Dorf in der Nähe der Schule untergebracht werden, und das kostete Geld. Vater und Mutter konnten zwar den Leuten, bei denen die Kinder Unterkunft finden würden, Brot und Fische und sonstige Lebensmittel bringen — der weite Weg war für sie dabei von keiner Bedeutung —, aber der Wohnraum für die Kinder mußte immerhin mit barem Gelde bezahlt werden. Zudem war der Fischfang den ganzen Frühling und Sommer über schlecht gewesen, das wußten sie Beide, und es verlohnte sich nicht, darüber zu reden.

Das Geld floß nur spärlich ein, und nun stand der Herbst vor der Thür, wo es mit dem Fischfang bald zu Ende sein würde.

„Wir müssen etwas Bestimmtes haben, ehe wir die Kinder in's Dorf schicken können“, meinte Sten.

„Ja, natürlich“, erwiderte Anna.

„Aber wenn wir wieder nichts fangen?“

„Wir haben noch einige Tage bis zur Anmeldung — laß es uns noch einmal versuchen.“ Anna war meist zuversichtlich und hoffte stets das Beste.

„Wenn der Wind sich nur dreht!“

„Er wird sich morgen wohl drehen, denn das Wasser war schon getrieben, als ich die Wäsche an der Brücke aufspülte.“

„War gestiegen? Das ist ja ein gutes Zeichen.“

Sten wandte sich hastig um und schaute aus dem Fenster nach Südwesten, als wolle er sich überzeugen, daß der unglückliche Wind abgelaufen hätte und der Südwest im Anzuge sei. Aber noch vor nichts davon zu merken.

An jenem Abend wurde nicht mehr vom Schulgang geredet. Man kam stillschweigend überein, daß man nichts Anderes thun konnte, als den nächsten Tag abzuwarten, und wenn dieser nichts einbringen würde, mußte man sich eben bis zum darauf folgenden gedulden.

Der nächste Morgen brachte herrlichen Sonnenschein, kein Lüftchen regte sich zwischen den Schären. Doch je näher der Mittag heranrückte, um so mehr trübte sich die Luft am Horizont, im Südwesten schien ein Wetter aufzuziehen. Nachmittags stiegen einige Wolken in jener Richtung auf, eine schwache begann zu wehen und die Wellen gingen höher.

„Wir müssen doch wohl heute Abend hinaus“, sagte Sten zu Anna, „aber ich glaube, es wird eine böse Nacht werden.“

„Wir thun es ja für die Kinder.“

„Soll ich auch einen andern mitnehmen, wenn Du lieber zu Hause bleiben willst?“

„Nein, ich gehe wie gewöhnlich mit, wir wollen uns jetzt doch keine unnötigen Ausgaben durch fremde Leute machen.“

So wurden die Reize denn Nachmittags in Ordnung gemacht und mit dem Anker in's Boot gebracht. Die Segel wurden gehißt und man treuzte in kurzen Schlägen in's offene Meer hinein, solange die Brise anhält. Als der Wind abblaute, war man schon in der Nähe des Fischplatzes. Die Dünungen hoben und senkten sich an den Felseninseln.

Jetzt lag die Meeresfläche weit und spiegelblank vor ihnen. Ein Leuchtthurm wurde gerade fern im Westen angezündet, und im Norden hob sich die Küste wie ein schmales dunkles Band vom rothen Himmel ab. Nur das geübte Auge konnte mit Hilfe der kaum wahrnehmbaren Unebenheiten die Lage der kleinen Felseninseln erkennen.

Sten ruderte und Anna stand im Achter und ließ das viele Meter lange Netz in prächtigen Bögen in das Dunkel gewandern, wie Stahl schimmernde Meer hinabfallen, daß die Wellenfämme röhlich erglänzten. Als das ganze Netz mit seinen Birkenlösen und herabhängenden Steinen ausgeworfen war, befestigte man das letzte Ende am Boot und dann wurde alles dem Wind und den Wellen überlassen.

Die Nacht brach herein und es blieb nun nichts anderes übrig, als sich unter dem Segel zu Ruhe zu legen. Zu schlafen wagte Sten jedoch nicht, und auch Anna konnte kein Auge schließen. Sie wußte, daß Sten sich wegen des Wetters beunruhigte. Das Boot schaukelte leise auf und ab, die Dünungen spülten mit weichem Rollen an seine Seiten und allerlei schwache Laute ertönten in der Luft. Wenn man das Segel ein wenig in die Höhe hob, sah man in der Ferne die Blinde des Leuchtthurms, eine Strecke nach Süden bewegte sich leise rauschend ein Dampfster mit vielen hellerleuchteten Fenstern vorwärts; das Ganze sah aus wie ein geheimnißvolles Märchenschloß, das über's Meer dahinglitt. Am Himmel funkelten die Sterne — es wurden ihrer immer mehr, je länger man hinsah, und vom Lande her hörte man den häßlichen Ruf der Seeuhren, die auf den Felsenhängen lagen.

So ruhten sie halbgeschlummert im Boote und kühlten, wie die Dünungen

allmählich höher und höher wurden. Als Sten einmal die Augen öffnete, gewahrte er am südlichen Horizont einen plötzlichen, schnell verschwindenden Schein. Er lag noch eine Weile still, dann sagte er: „Sollen wir das Netz einziehen?“

Anna wußte ebenfalls, was sich im Meer vorbereitete, aber trotzdem jögerte sie mit der Antwort. Sie wußte, daß die See schnell wuchs, wenn die Dünungen in dieser Weise ohne Wind stiegen, und sie verstand, daß es gefährlich werden konnte. Andererseits war Sten ein Mann, auf den man sich verlassen konnte, er hatte sein Boot in der Gewalt wie wenige, nur war er etwas zu besorgt, aber das war er erst geworden, seitdem sie die Kinder bekommen hatten. Anna wurde von quälender Unentschiedenheit ergriffen. Sie wollte das Boot keiner Gefahr aussetzen, aber andererseits konnte eine Nacht wie diese Reichtümer bringen.

„Sollen wir einziehen? fragte Sten zum zweiten Male.

„Laß uns noch etwas warten“, erwiderte Anna schließlich.

Es weiterleuchtete jetzt häufiger und greller, die Sterne verbargen sich hinter dünnen Wolkenschleieren, und eine schwache Brise begann zu wehen. Die Luft veränderte sich, die Wellen gingen schon hoch, und der Wind brachte kleine Regenschauer. Stens Unruhe wuchs mehr und mehr.

„Wir müssen doch wohl einziehen“, sagte Anna jetzt aus der Dunkelheit heraus. Sie begriff, daß sie nicht länger warten durfte, und hatte wiederholt daran denken müssen, wie schrecklich es für Helga und Gunnar wäre, wenn ein Unglück geschehen sollte. Sten setzte sich zu den Rudern, und Anna fing an, das Netz einzuziehen. Ringsumher herrschte Finsterniß. Bisweilen stammten Blitze am Horizont auf und zogen blendend immer höher am Himmel empor. Das Wasser rann wie Feuer vom Netz herab. Es war Meerleuchten heute Nacht.

Anna wurde es unheimlich zumuthe, als sie mit der schweren Arbeit beschäftigt war. Sie bereute es, daß sie überhaupt hinausgefahren waren. Sie sah schlag hart gegen den Achtersteven, und sie wurde nach vom emporspritzenden Gischt. Da sah sie plötzlich trotz der Dunkelheit etwas Weißes im Netz blinken, und im nächsten Augenblick füllte sie, daß Fische in den Netzen hingen —, was viele es waren, ließ sich nicht so genau erkennen. Das Netz wurde immer mehr eingezogen und war jetzt überall voll und schwer von Strömung. Witten in ihrer Angst kam es wie Freude über Mutter Anna, aber sie sagte Sten nichts davon, denn sie wußte nicht sicher, wie groß der Fang sein konnte. Sten fragte auch nicht, er hatte genug mit dem Boote zu thun, vielleicht dachte er auch, daß es nicht mehr sei als gewöhnlich. Zudem kam das Unwetter jetzt schnell heran, der Wind nahm an Stärke zu, und die Wogen thürmten sich übereinander.

Nun war das Netz völlig eingezogen und es galt, an Land zu kommen. In der sie umgebenden rabenschwarzen Dunkelheit wagte Sten nicht eher Vollsegel aufzulegen, bis man der Küste etwas näher gekommen war und sichere Fühlung mit dem Lande hatte. Stumm sah er am Ruder und spähte hinaus. Wohl blinkte der Leuchtthurm, aber er lag zu weit fernwärts, als daß man sich nach ihm hätte richten können. Sten wußte, daß es rings um ihn her Riffe im Meere gab, und er hörte die schäumenden Brandungen ganz nahe. Da bemerkte er plötzlich fern im Norden einen schwachen Schein, der ab und zu wieder verschwand. Sten erkannte diesen Schein und glaubte jetzt auch die Umrisse des Storbirges im Norden zu unterscheiden. Das Großsegel wurde beigestellt, und das Boot flog dahin. Die Blitze leuchteten mit verschärfter Klarheit und in einiger Entfernung grollte schon der Donner. Jetzt galt es, bei Zeiten zu entkommen.

Sten konnte sich jetzt wieder aus dem Felsen dort sah er die einsame Ebene, die den Lichtschein ab und zu verdundelt hatte, und das Licht kam aus ihrer eigenen Hütte. Großmutter war mitten in der Nacht aufgestanden, hatte Feuer im Herde angezündet und Licht angezündet. Sie nahm an, daß Sten und Anna nun bald nach Hause kommen würden.

„Das hier haben wir für unsere Kinder“, sagte Sten. Er hatte jetzt Klare Fahrt und Zeit zum Reden.

„Du hast es also auch gesehen?“

„Ja, Anna freudig.“

Drinnen in der Hütte ging Großmutter im Stübchen hin und her. Als Sten und Anna an der Brücke angelegt hatten und in die Stube traten, war der Kaffee fertig.

Dann saßen sie am Herde beisammen, froh, daß sie geborgen waren, und glücklich über das, was das Meer ihnen gegeben hatte, während Helga und Gunnar ihren gefunden Schlaf schliefen und der Gewitterregen unter Donnern und Krachen niedersauste.

Stille Winkel in London.

Die Häßlichkeit Londons ist wie die heitere Pracht Lutetias, die bligsaubere Neuheit Berlins, ein oft gehörtes Schlagwort, und wohl die meisten Fremden empfangen von der Riesstadt trotz einzelner zweifellos schöner und großartiger Bilder zuerst den Gesamteindruck einer verwirrenden Disharmonie. Sie ist so ernst und spröde, kennt kein Lächeln, keine freundliche Koketterie, hat wenig Sinn für Verhältnisse und Perspektive, ernüchtert selbst an pathetisch gehobenen Stellen durch Zwischenschleifen geschäftsmäßiger Prosa und verfällt zuweilen, wenn sie das Alltagskleid abstreift und mit anderen Hauptstädten pomphaft wettschreit, in heisse Musterade. Aber London gewinnt, wenn man es näher kennen lernt und sich die Vergleiche abgewöhnt. Für den feinen, rein malerischen Reiz des Straßenbildes, das, arm an lebhaften Coloraten, durch Dunst und Rauch die zartesten Pastellöne von sammttem Blauschwarz bis zu leichem, perlengleich schillerndem Grau herabzuarbeitet, mag nicht jeder empfänglich sein, doch gewährt vielen allmählich die Freude am Charakteristischen einen Ersatz für ausgeglichene, sofort einleuchtende Schönheit. In dieser Hinsicht bietet London, das aus Siedlungen sehr verschiedener Art zusammengezwungen ist, immer neue Ueberforschungen. Besonders fällt dem Wanderer oft die enge Nachbarhaft von geruchvollem Leben und weltabgeschiedener Ruhe auf. In Vierteln, wo man vom Omnibusdach nur Löwen, Banteln, Lagerhäuser, eine ununterbrochene Kette von Fußweber und emsiges Gewimmel auf den Bürgersteigen sieht, fände ein Maler oft nicht bei den Hauptstraßen Motive zu Bildern, die in der gewöhnlichen englischen Sitte Einfachheit oder fern vom lauten Weltgetriebe betitelt könnte, ein Square mit träumenden Bäumen, in denen die Ansel ruft, oder einen außer Dienst gesetzten Kirchturm, wo mit rostigen Gittern umgebene Grabplatten, deren Namen längst von schwarzlichem Moos überwachsen sind, im hohen Grase liegen.

Ein kleiner Friedhof, nicht der Stimmungsvollste, aber einer der merkwürdigsten liegt vor der Kirche St. Bartholomew the Great bei Smithfield. Sehr unromantisch sieht Smithfield aus, wo einst die Trompeten zum Turnier auf grünem Rasen bliesen, und so später die berühmte Bartholomäustüme mit ihren Krampfbuden, Menagerien, Theatern, Seiltänzern und Quadrältern tobte, das Metka aller Kaufbolde und Beutelschneider in und um London. Eine Seite des Platzes nehmen heute die mächtigen Hallen des Zentralfleischmarktes ein, auf der anderen dehnt sich das weitläufige Bartholomäushospital, die übrigen Häuser sind zumeist langweilige, moderne Gebäude mit Geschäftszimmern, Speichern und Restaurants. In der Mitte des Platzes windet sich eine kleine, staubige Gartenanlage umschließend, eine breite Fahrstraße hinab zu unterirdischen Eisenbahndepots. Ohne Unterlaß rollen die Karren, in langen Reihen stehen Planwagen, aus denen die weißröthlichen Beinstümpfe enthaltener Kinder und Hämmer hervorragen, der Wind weht in den Ecken Stroh und Papierfetzen zusammen, um sie gleich darauf wieder über das Pflaster zu setzen. Neben einem hohen, mit großen goldenen Buchstaben prophegenden Bauwerk sieht sich verschämt ein windstiefes, urgroßväterliches Häuschen, dessen vorspringende Stockwerke auf einem gothischen Spithoth mit stark beschädigter, frühmittelalterlicher Steinbauarbeit ruhen; durch dieses Thor führt ein enger Gang zu dem Kirchturm, und mit wenigen Schritten gelangen wir aus der polternden Großstadt in einen Winkel, der ein altes, verödetes Landstädtchen vorläuft. Im Hintergrund erhebt sich der gedrungene, stumpfe, braunrote Kirchturm mit seinem Zinnenkranz und den verbliebenen Goldziffern der Uhr; den Kirchturm umgeben

die Rückseiten von Häusern, so daß man aus den Fenstern der Erdgeschosse mit ausgestrecktem Arm die nächsten Grabsteine erreichen kann.

Abgesehen von einem neuen Bau mit hellen, glasierten Ziegeln und eisernen Balkonen tragen die Häuser auf ihren spitzen Giebeln die Last von Jahrhunderten. Sie bestehen aus Holz und sind mit einem Gipsbewurf überzogen, dessen fröhlich rosarote Farbe durch Rauch und feuchten Ausschlag gedämpft ist. Hier und da blicken sich Balken vor, der Bewurf bröckelt ab, Strümpfe und zerrissene Wäsche hängen vor den Fenstern, und doch liegt über den morichen Häusern eine melancholische Würde, als gedächten sie in ihrem Verfall der Tage, als hier noch reiche Patrizier wohnten. Zuweilen hört man dumpfe Hammerschläge, als wenn ein Schuster Nägel in Sohlen klopfte, das Knirschen eines Säges und Kindergeschrei, aber diese Alltagsgeräusche beinträchtigen nicht den seltsam trübseligen Eindruck des Kirchturmes, der wie ein Stück moderner Vergangenheit zwischen den Behaufungen der Lebenden eingefügt ist. Auf dem Boden wächst dünnes, kränkliches Gras, die rufschwarzen Leichensteine, deren obere Kante der Regen weiß gewaschen hat, stehen in Reihen wie wackelige Invaliden; im Winter, wenn der Boden tauf ist, erinnern sie an abgenutzte, verstellte Zähne in der schwarz verwitterten Kinnlade eines vorfinstlichen Ungethüms. Selbst zwei Ragen, die sich mit blinzelnden Funtelangen hinter den Grabsteinen aufzuheben, sind keine gewöhnlichen Mühseljäger, sie haben Kunde von mandem Geheimnis, das hier begraben ist, denn ihre Urettern schmiegten sich an die dünnen Knie des Admistranten, der in jenem Keller seinen Tegel über die Flamme hielt, und die zungelige Here, die dort in der Giebelstube Liebestränke braute, nannte sie zärtlich ihre lieben Söhnchen und Töchterchen.

Die Kirche ist eine der ältesten Kirchen Londons; wenn sie viel schöne Umbau zu erdulden gehabt hat — lange Zeit hatten sich Werkstätten in ihr eingerichtet, und man zeigt noch heute Wände, die von dem Rauche eines Schmiedefeuers geschwärzt sind —, so ist ihr dafür die Verschönerungssucht Wrens und schlimmerer Verfallhorer ferngeblieben. Die nackten, graugelb und schwarz gescheitern Mauern, die dunklen Wölbungen und die wuchtigen, nordenreichen normannischen Säulen geben ihr eine düstere Tragik; man trifft gewöhnlich ein paar junge Damen an, die mit Kopfe und Wasserfarben die Architektur auf geduldiges Papier übertragen.

Nicht weit von Smithfield liegt Holborn, wo sich den ganzen Tag über eine hohle Projection von Omnibusen, Automobilen, Droschen und Lastwagen hinwagt. Der schönste Schmud der breiten Straße sind nicht einzelne ragende Geschäftspaläste, sondern eine Reihe in dieser Umgebung doppelt auffallender Giebelhäuser aus der Zeit Jakobs I., die dem großen Brande von 1666 entgangen sind und mit ihren abenteuerlich schiefen, sauber schwarz und weiß gestreiften Wänden, den traulichen Ertern und kleinen bleigefachten Scheiben zu den betaneten Wahrzeichen Londons gehören. Ein Thorweg in dieser Häuserreihe, dem Staple Inn, leitet in einen Hof, dessen schauliche Ruhe nach dem Lärm der Straße ähnlich wirkt, als versetze uns ein Rauberpruch aus einem foudenden, stampfenden Nachtschlafplätzchen in die stille Studierstube eines Landpfarrers. „Es ist einer der Winkel“, schrieb Dickens, „in denen der von der lauten Straße eintretende Besucher die Empfindung hat, als trage er auf einmal Watte in den Ohren und Somersohlen unter den Stiefeln.“ Es ist einer der Winkel, wo einige verrückte Sperlinge in verträuchelten Bäumen zwitschern, als riefen sie einander zu: Laßt uns spielen, wir wären auf dem Lande!“ Den vierseitigen Hof, dessen spitzwärtiges Pflaster von Pfaden glatter Platten gekreuzt wird, umschließt schlichte Backsteinbauten; die kleinen, trüben Scheiben der Fenster liegen mit der Außenseite der Mauern in einer Ebene und sind von schmalen, einseitig angeordneten, heute schmutzig gelben Holzstreifen eingerahmt. Aus Hogarthschen Stichen kennt vielleicht mancher Leser solche Häuser, die in ihrer jedes Schmuckes baren Nüchternheit früher für London charakteristisch waren. Hier in dem stillen Hofe jedoch hat die anspruchsvolle, altmodische Spießbürgerlichkeit einen großen Reiz. Der Stamm und die Äste der Bäume sind, wie Dickens bemerkte, verträuchelt, aber jetzt im Frühling tragen sie blante Knospen, deren in der Sonne strahl-

endes Gelbgrün durch den grellen Gegensatz die beschatteten Wände in einen malerisch entzückenden duffig blauen Schleier hüllt. Durch einen schmalen Gang kommen wir zu einem zweiten Hof, der einen kleinen Garten umfaßt. Ein allerliebtes Bild ergeben die immergrünen Sträucher, der frische Rasen, die Beete flammender Karzissen und die gesprengelten Platanen vor dem braunrothen Gebäude, das mit den hohen Kaminen, der großen Uhr, dem spitzen Thürmchen des Schieferdaches, auf dem Tauben trüppeln, ganz aussieht wie das bescheiden patriarchalische Herrenhaus eines Landgutes. Die neuere Gebäude in der Nachbarhaft pausen sich zumeist dem alten Stile an, nur ein hoher Bankbau, dessen aufgeblassene Ornamente, Terracotta-Medaillons und blau-grüne Kachelsteine hart an den Prunk mancher deutscher Bierpaläste gemahnen, blüht störend in die altväterliche Idylle.

Wie Holborn hat auch die verkehrte Fleet-Street ein friedliches Aushalten. Seine Häuser, Banktellen, Gänge, Höfe und Gärten bilden eine kleine Stadt für sich; Wände könnte man füllen mit seiner Geschichte, mit den unzähligen Anekdoten, die sich an ihn knüpfen, mit Schilderungen der Persönlichkeiten, die in seinem Bereich gelebt haben, entweder in Fleisch und Blut oder als Phantastiegestalten der Dichter. Der Name des Gebäudekomplexes stammt von den Tempelbergen, die sich hier im Anfange des 12. Jahrhunderts niederließen. Das erste Leberleibsel aus ihrer Zeit ist die Tempelkirche, eines der vier runden, nach dem Muster der Kirche des Heiligen Grabes erbauten englischen Gotteshäuser. Die kleine, aber durch gediegene Pracht ausgezeichnete Kirche enthält neun in schwarzem Marmor gebildete Statuen von Tempelrittern, die gepanzert und die Hand am Schwertgriff mit getrunzen Weinen auf den Gräbern liegen. Nachdem der zu einem Klub hodnäßig üppiger Mühsiggänger entartete Bund aufgehoben worden war, fiel der Tempel an die Krone und wurde bald das Hauptquartier der Rechtsgelehrten, das er auch heute noch ist. Die Herren, die uns begegnen, zeigen unter formellem Zylinder eine verschlossen frostige Attentivene, manche blättern in einem mit farbigem Faden gehefteten Schriftstück; zuweilen segelt in gebauchtem schwarzen Talar ein Anwalt an uns vorbei, den Kopf umhüllt von den leinen, festgebundenen Bänden der weißgrauen Pferdebhaarperücke. Die älteren Teile des Tempels sind recht stimmungsvoll. Einfache Ziegelsteinhäuser, wiederum mit kleinfacheigen, dünnrahmigen Fenstern, scharten sich um schmale Gänge und einsame verstickte Höfe, wo der Schritt widerhallt und das schrille Ganken der Spagen, das man im Getummel der nahen Fleet-Street gar nicht hören würde, als lärmende Dreifigkeit empfunden wird. Sie gleichen alten Gesetzbüchern, die höchst erbar, aber etwas verstaubt und abgegriffen auf dem Regal stehen. Uebrigens ist hinter den ersten, pedantischen Wänden nicht nur viel Tinte, sondern auch viel Ale und Portwein geflossen; die Chronik meldet von mancher Orgie zwischen müßigen Politanten und Altenbündeln, um die gichtbrüchigen Fichtenholzstöße ärmlicher Dachstuben, in denen das Geschick stets mit Vorliebe Gelehrte, Künstler und Dichter eingesperrt hat. Der berühmte Jurist Blackstone, der unter Goldsmiths Bobentammer wohnte, beschwerte sich oft über rubehörenden Anflug.

Von Liebhabern des alten Londons und erinnerungsfähigen Amerikanerinnen geradezu verböhelt wird die Fontäne im Fountain-Court, besonders seit Dickens ihr luttices Plätzchen so hübsch mit der unschuldigen Liebesgeschichte der helläugigen, niedlichen kleinen Ruth verflochten hat. An heißen Sommertagen, wenn selbst in sonnenlose Höfe des Temple ein schwüler Hauch dringt, ist der Springbrunnen inmitten der Steinwüste ein erquicklicher Anblick; durch das gezackte Laub der Platanen streut die Sonne glühende Funken über den weiß sprühenden Strahl, das gleichmäßige Schwagen und Murmeln des Wassers im Becken klingt wie ein Wiegenlied, und die Kühle genießend sehen wir schläfrig zwischen neuzeitigen Anbauten des Temple hinüber, über die wohlgepflegten Rasenflächen der Tempelgärten zum Silberstreifen der Themse, wo die Schornsteine und Segel der Schiffe vorübergleiten.

Nicht auf das viele Wissen kommt es an, sondern darauf, daß man das, was man weiß, auch anzuwenden versteht.